

btb

## Buch

Heinrich Grewent ist Betriebswirt bei der Firma Prosan Hygienepapiere AG. An einem verregneten Oktobertag sieht er die Unterlagen zu einem neuartigen Wandhalter für feuchtes Toilettenpapier durch, das die Firma vor einiger Zeit auf den Markt gebracht hat. Doch an diesem Tag kommt er nicht recht mit der Arbeit voran. Immer wieder unterbrechen ihn Gedanken an seine Frau Gerda, die ihm seit kurzem merkwürdig gereizt begegnet. Auch im Büro zeichnen sich für Grewent zusehends unerfreuliche Entwicklungen ab. Vor allem Dr. Assmann, der neue Leiter der Marketingabteilung, in Grewents Augen ein »schnöseliger Lackaffe«, fordert, Traditionen über Bord zu werfen und einen »Paradigmenwechsel« in der Firmenstrategie einzuleiten. Als Grewent überraschend den Auftrag erhält, nach Hamburg zu reisen, um dort an Vertragsverhandlungen mit einem neuen Werbepartner teilzunehmen, brechen seine mit äußerster Selbstdisziplin in Schach gehaltenen Ängste und Obsessionen durch. Schon auf dem Bahnhof findet er sich nur mühsam zurecht, jede Begegnung gerät ihm zur Bedrohung. Während der Zugfahrt verknotten sich Kindheitserinnerungen, Tagträume und Wahngebilde, die Furcht um Gerdas Liebe, Haß auf Dr. Assmann und die Ungewißheit, was ihn in Hamburg erwartet, zu einem Schreckensszenario, dem er womöglich nur noch mit einem radikalen Neuanfang entkommen kann.

## Autor

Christoph Peters wurde 1966 in Kalkar (Niederrhein) geboren. Er hat von 1988 bis 1994 an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe Malerei studiert. Für sein Romandebüt »Stadt Land Fluß« (1999) erhielt er u. a. den Niederrheinischen Literaturpreis und den »aspekte«-Literaturpreis. Christoph Peters lebt in Berlin.

## Christoph Peters bei btb

Kommen und gehen, manchmal bleiben. Roman (73060)

Stadt Land Fluß. Roman (73274)

Das Tuch aus Nacht. Roman (73343)

Ein Zimmer im Haus des Krieges. Roman (HC 75129)

Christoph Peters

Heinrich Grewents  
Arbeit und Liebe  
Eine Erzählung

btb

»Heinrich Grewents Arbeit und Liebe« erschien erstmals 1996  
im Dreieck-Verlag, Mainz.  
Für die vorliegende Ausgabe wurde der Text vom Autor  
neu durchgesehen.



**Mixed Sources**  
Product group from well-managed  
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage  
Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2007, btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © 1996/2004 by btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagmotiv: Corbis  
Satz: Uhl+Massopust, Aalen  
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck  
EM · Herstellung: BB  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-73064-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

## 1. Ein Idyll

Die Straßenbahn der Linie neun wartete in ihrem grellen Orange am zweiten Haltestellenschild der Endstation. Oberhalb der Frontscheibe hatte die Fahrtzielanzeige bereits gewechselt. Es war kurz vor acht, der Fahrer las Zeitung. Er rechnete nicht mit vielen Gästen. Um diese Zeit drängten die Menschen zur Arbeit ins Industriegebiet, aber kaum einer hatte Grund, jetzt zurück in die Innenstadt zu fahren, wie auch: Außer dem einen oder anderen Pförtner wohnte hier niemand.

Obwohl der erste Morgen noch einen lichten Oktobertag angekündigt hatte, zog sich gerade kräftige Bewölkung zusammen, die einstweilen der Sonne von Osten her Löcher ließ, so daß rasch wechselnd eine Baumgruppe, eine Fertigungshalle, ein Abschnitt des träge dahinfließenden Rheins in Licht getaucht wurde.

Den Hintergrund bildete eine dunkle Wolken-  
decke, die anzeigte, daß in Kürze mit einem  
Schauer zu rechnen sei, auf den satter Land-  
regen folgen würde, um den ganzen Tag an-  
zudauern und erst gegen Abend wieder einem  
ähnlich aufgerissenen Himmel zu weichen. In  
der Luft hing ein stechender Geruch von der  
benachbarten Chemiefabrik her, dem sich,  
wenn der Wind drehte, Schwaden der gegen-  
überliegenden Kaffeerösterei unterschoben.  
Zusammen bildeten sie ein so bestimmendes  
Gemisch, daß der Rhein seinen andernorts  
beherrschenden Flußgeruch aufgegeben hatte.  
Von der Haltestelle lief die Straße an dem  
aus Rohren und Schornsteinen dampfenden  
Heizkraftwerk vorbei auf das alle übrigen  
Gebäude überragende Lagerhaus der Firma  
*Prosan Hygienepapiere AG* zu. Unmittelbar  
vor der Werkseinfahrt teilte sie sich und führte  
zwischen Umzäunung und Wasser um das  
beträchtliche, eher locker bebaute Firmenge-  
lände herum. Vor der Verladerampe am linken  
Teil des Bürotraktes, der auch den Eingang  
zum Lager bildete, stieg ein schnauzbärtiger  
Mann aus seinem Lastzug, nahm die Treppe in  
zwei Sätzen, um sich in der Verwaltung seine

Lieferscheine abzeichnen zu lassen und ein paar Worte mit dem Lagerangestellten zu wechseln, ehe er mit dem Entladen seines Wagens anfang.

Im vierten und damit obersten Geschoß des Bürotrakts saß Heinrich Grewent an seinem Schreibtisch. Da er ein Eckzimmer hatte, konnte er durch ein Fenster auf den Rhein und durch das andere zur Straßenbahnhaltestelle schauen, wo sich der Fahrer von der durch ein neuerliches Wolkenloch brechenden Sonne derart geblendet sah, daß er seine Zeitungslektüre unterbrach und ausstieg, um vor der Fahrt noch eine Zigarette zu rauchen.

Für Grewent war es der Moment zwischen dem Abschluß der Arbeitsvorbereitungen und dem Beginn der Arbeit selbst. Er hatte die neuen Unterlagen vor sich ausgebreitet. Sie betrafen die Entwicklung eines speziellen Wandhalters für das feuchte Toilettenpapier, das *Prosan* anderthalb Jahre zuvor erfunden hatte. Er selbst hatte das Projekt angeregt. Daraufhin waren von Markt- und Meinungsforschungsinstituten Umfragen und Analysen erstellt worden. Die Kostenrechnungsabteilung hatte verschiedene Investitionskonzepte kalkuliert. Grewent wollte sich heute einen ersten Über-

blick verschaffen. Gewöhnlich erhielt er zudem zweimal täglich neue Unterlagen über die Hauspost. Dringend benötigte Informationen holte seine Sekretärin, Frau Saibling, persönlich für ihn, wenn die zuständige Abteilung ihm zuvor zugesichert hatte, sie umgehend herauszusuchen. Von anderen Sekretärinnen beigebrachte Akten schließlich nahm Frau Saibling in Empfang, damit er nicht häufiger als nötig gestört wurde.

Er würde die Blätter unter diversen ökonomischen Fragestellungen durcharbeiten: Zunächst mußte er feststellen, welche Gesetze von Wichtigkeit sein könnten, dann, welche Konsequenzen daraus hinsichtlich des anstehenden Projekts in verschiedenen Szenarien gezogen werden müßten, angefangen bei einer optimal verlaufenden, über eine nachteilige, bis hin zu einer außer Kontrolle geratenen Entwicklung, erstens des Projekts, zweitens des Unternehmens, drittens der Zulieferbetriebe, viertens der Gesamtkonjunktur sowie der wichtigsten Währungen. Er würde Prognosen wagen, mit welchen Problemen zu rechnen sei, und Stützungsmaßnahmen vorschlagen, mit denen das Unternehmen auf Unerwartetes reagieren



könnte. Heinrich Grewent würde also die Unterlagen bearbeiten, indem er anhand dieser Erwägungen Worte, Sätze, hin und wieder ganze Abschnitte mit seinem breiten gelben Filzschreiber hervorhob, oder indem er mit dem Kugelschreiber Bemerkungen, die er lautlos, nur an der Bewegung der Lippen erkennbar, vor sich hinsprechend formuliert hatte, an den Rand oder zwischen die Zeilen schrieb. Sobald er einen Teilbereich durchgesehen hätte, würde er aus den bearbeiteten Unterlagen neue Unterlagen herstellen. Dazu war es notwendig, die entsprechenden Papiere in ihrer Gesamtheit vorzunehmen, sie in Gruppen, Blöcke oder Reihen zu ordnen, dickere Stapel in Unterstapel aufzuteilen. Einzelne Blätter, die für den Vorgang zentrale Informationen enthielten, mußten aussortiert und gesondert gelegt werden. Wenn dabei der Platz auf dem Schreibtisch nicht reichte, wick er auf den Fußboden aus, wo er mit Lineal und farbigen Stiften zwischen den Blättern kniete oder kroch. Allein deshalb war es gut, daß Frau Saibling unangemeldete Besucher abfing. Die Abschnitte wurden umrahmt, eingekreist, in Kästen gezwängt, damit er sie später mit Hilfe unterschiedlicher

Pfeilarten rauf und runter und quer, auch über Blattgrenzen hinweg verschieben konnte. Oder er legte mittels mehrerer einander über- und untergeordneter Numerierungssysteme Reihenfolgen fest, bis die Struktur der künftigen Unterlagen seinen Vorstellungen entsprach. Ließ sich wegen der Fülle des Materials auf diesem Weg keine Ordnung herstellen, nahm er seine kleine Schere aus dem Stifthalter. Im Schneiden hatte er durch die Übung eine gewisse Meisterschaft erlangt. Es erfüllte ihn jedes Mal mit kindlichem Stolz, wenn er bei sehr engen Zeilenabständen die Schnitte sauber durchgeführt hatte, ohne den kleinen *g*'s, *j*'s, *p*'s, *q*'s und *y*'s ihre unter die Grundlinie reichenden Glieder abzutrennen. Über diese Schnipsel konnte er nach Gutdünken verfügen. Selbst wenn sich die Wörter, Zeilen und Absätze hartnäckig gegen seine Numerierungsversuche gewehrt, sich gegen ihre Festsetzung in Kästen gestemmt, dem Befehl der Pfeile verweigert hatten, jetzt mußten sie ihm zu Willen sein. Waren endlich alle Vorbereitungen für die neuen Unterlagen abgeschlossen, holte Heinrich Grewent das Diktiergerät aus der Schublade. Dabei murmelte er etwas wie ›Die Zeit der

Debatten ist um!< und machte eine wegwerfende Handbewegung in Richtung der auf dem Boden verteilten Blätter.

Das Diktieren war ihm die liebste Tätigkeit. Zunächst, weil in diesem Augenblick alle Mühen vergessen waren: die Niederlagen, wenn sich eine Konzeption, über der er tagelang gebrütet hatte, auf einmal als unpraktikabel erwies; die Angst zu scheitern; der kalte Schweiß auf der Stirn bei dem Gedanken, Dr. Kronberg, seinem Vorstand, gegenüberzutreten zu müssen mit dem Bekenntnis: ›Ich bin der Sache nicht gewachsen.< Vor allem der Nacht für Nacht wiederkehrende Alptraum, morgens ins Büro zu kommen, und sämtliche Blätter lägen als ein akkurater Stapel auf seinem Schreibtisch, daneben stünde die Putzfrau, übers ganze Gesicht strahlend: ›Herr Grewent, ich habe ein bißchen aufgeräumt.< Das lag hinter ihm, wenn er im Schneidersitz mit dem Diktiergerät in der Hand zwischen den geordneten Papieren saß.

Auch das Diktieren selbst bereitete ihm Freude. Er artikulierte jedes Wort mit Respekt, berücksichtigte seinen Zusammenhang zum vorigen und zum folgenden. Es gab Gründe,

deretwegen es dort stand, und Heinrich Grewent hätte sie nennen können. Er las langsam, betonte die einzelnen Phrasen so, daß Frau Saibling anhand der Hebungen und Senkungen seiner Stimme in der Lage gewesen wäre, Satzzeichen zu setzen. Gleichwohl sagte er ›Komma‹, ›Punkt‹ und ›Ausrufezeichen‹, schon damit Rückfragen unterblieben. Manchmal schlug er während des Sprechens mit der flachen Hand einen gleichförmigen Rhythmus auf den Teppich, der über wichtigen Passagen zum Rhythmus der Worte wurde. Wenn er ›Punkt‹ sagte, richtete sich sein Oberkörper ruckartig auf, und für einen Moment verharrte der Zeigefinger als Befehl im Raum.

Grewent schaute auf die Uhr. Es war zehn nach acht. Im Nebenraum klapperte die Schreibmaschine. Er hatte, als er mit seiner jetzigen Position auch Jutta Saibling als Sekretärin übernahm, sie gebeten, wie er selbst pünktlich mit der Arbeit zu beginnen, obwohl es den Tatbestand der Unpünktlichkeit seit der Einführung flexibler Arbeitszeiten eigentlich nicht mehr gab. Grewent begann dennoch immer um acht Uhr, und er blickte mit Skepsis, in die Verachtung gemischt war, auf Kolle-

gen, die Schwierigkeiten mit dem Aufstehen hatten und deshalb erst gegen neun Uhr dreißig stachen – kurz bevor die Flexibilität an ihre Grenze stieß. Frau Saibling war seinem Wunsch nicht nur widerspruchslos nachgekommen, sondern hatte sich im Verlauf ihrer Zusammenarbeit seiner Beurteilung der Frage angeschlossen, so daß sie ihn, wenn er im Winter frühmorgens durch ihr Büro ging, oft mit den Worten begrüßte: ›Wir beide, Herr Grewent, sind wieder die einzigen, die vor Sonnenaufgang schon an Arbeit denken.‹ Und Grewent entgegnete: ›Das wird sich rächen, Frau Saibling, langfristig rächt sich das, glauben Sie mir.‹ oder ›Was denken Sie, weshalb uns die Japaner den Rang abgelaufen haben, Frau Saibling.‹

Nebenan hatte sie jetzt bereits die Kopfhörer auf und schrieb. Er sprach mit ihr. Sie entgegnete nichts, fiel ihm nicht ins Wort. Schweigend übersetzte sie sein Sprechen in Anschläge. Sein Sprechtempo war auf ihre Anschlagsfrequenz abgestimmt, so daß sie fast nie unterbrechen mußte, um das Tonband zurückzuspulen und einen Satz, den er zu hastig gesprochen hatte, noch einmal zu hören.

Er mochte Frau Saibling, sie war eine tüchtige Kraft. Tüchtig, zuverlässig und ein wenig fürsorglich. Sie achtete darauf, daß er zumindest einen Teil der ihm zustehenden Pausen wahrnahm. In einer Stunde würde sie klopfen, sein ›Herein‹ abwarten, daraufhin geräuschlos die Tür öffnen und fragen, ob er Kaffee wünsche. Sie fragte jeden Tag, obwohl er jeden Tag Kaffee trank. Und er würde antworten: ›Gern, Frau Saibling, mit anderthalb Löffeln Zucker bitte und...‹

›... und ohne Milch, das weiß ich doch, Herr Grewent.‹

Dabei würde sie nachsichtig lächeln, um nicht zu sagen zärtlich, mütterlich zärtlich.

Ähnlich lächelte jetzt auch Heinrich Grewent, denn sein Blick fiel auf die Schere, die kopfüber in der höchsten Röhre des Stifthalters baumelte und zweimal mit sauberem Ton an deren Innenwand schlug, weil er mit einer Rolle seines Stuhls gegen das Tischbein gestoßen war. Bei dem Geräusch fühlte er sich, wie man sich beim Gedanken an Schwierigkeiten fühlt, die einem vor langer Zeit unüberwindlich erschienen waren, die man am Ende aber gemeinsam in den Griff bekommen hatte. Er

schüttelte den Kopf und nickte der Schere kurz zu.

Heinrich Grewent sah noch einmal aus dem Fenster. Tatsächlich regnete es inzwischen. Das störte ihn nicht. Gerda, seine Frau, hatte ihn, bevor er aus dem Haus gegangen war, auf den gestrigen Wetterbericht aufmerksam gemacht (›Tagsüber besonders in den Flußniederungen zum Teil länger anhaltender Regen‹), und er hatte daraufhin die festen Schuhe angezogen und den Schirm eingepackt. Da konnte es ruhig regnen.

Gerda war Grundschullehrerin, und heute begannen ihre Herbstferien.

## 2. Alle Wetter

Aus Nordosten herangetrieben traf nach kurzem Vorgeplänkel jetzt ein Platzregen schräg auf die Lagerhalle, von der ein breiter Regenschatten auf den Bürobau fiel. Auch Heinrich Grewents nach Süden und Westen gerichtete Fenster blieben verschont. Von der Kante des Flachdachs stach ein trockener Keil ab, ein exakt geschnittener Winkel, in den Heinrich nur vereinzelt Partikel an der Dachkante zerstobener Tropfen sprühen sah, während die Masse auf dem Weg zum Boden ihre Schrägrichtung einbüßte und fast senkrecht, mit anderthalb Metern Abstand zum Haus, einschlug. Die ersten hatten dabei in den vor die Teerwülste zwischen den Betonplatten gewehten Flußsand kleine Krater aufgeworfen, die wegen der Schwere und rasch steigenden Zahl der Tropfen bald wieder zerflossen waren. Der



Weg stand schon ganz unter Wasser, und der Sand verteilte sich gleichmäßig.

Er hätte jetzt mit der Arbeit beginnen können. Alles war gerichtet, Frau Saibling schrieb. Er saß gut, er fühlte sich wach, sehr wach sogar, und normalerweise hätte er sich mit Eifer in die neuen Unterlagen vertieft. Unbekannte Unterlagen zu neuen Projekten erregten ihn. Der Wandhalter trieb ihn seit Wochen um. Heute jedoch erschienen Heinrich die Papierberge auf seinem Schreibtisch als lebloser Aktenwust bar jeden Reizes. Er meinte ein Ziehen in der Magengegend zu spüren. Oder zog es vom Rücken her? Mehrmals drückte er sich die Daumen in den Bauch und in die Muskelstränge längs der Wirbelsäule, beides schmerzte, vermutlich hatte er zu stark gedrückt, möglicherweise war er verspannt.

Unvermittelt stand er auf, trat an das Westfenster und preßte sein von der Rasur gerötetes Gesicht gegen das kühle Glas. Er drehte den Kopf in den Nacken, bis er einen stechenden Krampf spürte, und das nur, weil er sich die Tropfenexplosionen an der Dachkante genauer anschauen wollte. Allerdings war so nicht viel mehr zu erkennen als vom Tisch aus. Er öff-

nete das Fenster, um sich hinauszulehnen, rücklings und gefährlich weit. Erst jetzt sah er die Tropfen im Augenblick des Einschlags: Es waren wenige, vereinzelt, und sie gebärdeten sich, als hätten sie nie zur Masse gehört, als entstammten sie einer anderen Wolke, einer höheren am Rand der Atmosphäre, wo die Luft dünn war. Mit dem Regen schienen sie nichts gemein zu haben, jeder barst für sich, wurde zerstoßen, aus seinem Leib gezerrt und in den Raum geschleudert, als hätte es ihn nur gegeben für diesen Moment.

Gerda wäre ärgerlich gewesen, wenn sie ihn beobachtet hätte. ›Du kannst dir den Tod holen. Weißt du, wie tief das ist? Wo hast du deine Gedanken!‹ Er bemerkte, daß er im Zug stand, und schloß das Fenster. – Gerda war in letzter Zeit merkwürdig gereizt. Am Wochenende hatte sie nur das Nötigste mit ihm gesprochen, war seinen bittenden Augen ausgewichen. Und auch sonst nichts.

Abwesend und klamm lehnte Heinrich Grewent an der Scheibe und kaute am Nagel seines Zeigefingers. Sein Blick irrte umher, ohne irgendwo hängenzubleiben. Er schweifte über Aktenstapel, glitt über die Halogenleuchte, den

Stifthalter, das Telephon, über die an der falschen Stelle der Wand plazierten Schiffe von Monet, wie sie selbstvergessen in der Nachmittags- sonne schaukelten, über Steckdosen, das Kopiergerät und den Firmenkalender mit dem Photo aus der Anzeigenserie für *Prosan feucht classic*: ein sauberer, über bemooste Steine sprudelnder Gebirgsbach, darin halb umspült die hellblaue Kunststoffdose, aus der sich seidig schimmernd ein Blatt herauswand. Er sah, daß der rote Plastikrahmen, mit dem man das Datum markierte, noch bei Freitag, dem siebzehnten, klemmte, aber es fiel ihm nicht ein, ihn an seinen heutigen Platz zu rücken.

Freitag war er spät zu Hause gewesen. Sie hatten fernsehen wollen, eine amerikanische Komödie mit Cary Grant oder Rock Hudson und einer blonden Frau. Gerda mochte diese Art Filme gern, aber er hatte sich vor Müdigkeit kaum konzentrieren können. Nach zwölf Stunden Arbeit hatte er die Augen nur mühsam aufgehalten, ständig war ihm der Kopf zur Seite gesackt. ›Hör auf zu schnarchen, Heinz.‹ Daraufhin war er ins Bett gegangen.

Ob Gerda den Film zu Ende gesehen hatte? Jedenfalls wußte er nicht, wann sie ins Schlaf-

zimmer gekommen war, wenn sie nicht auf dem Sofa geschlafen hatte, was sie manchmal tat, obwohl er es für schädlich hielt.

Sein Rücken schmerzte, es war eindeutig der Rücken. Das konnte auch etwas Ernstes sein. Der Rücken war seine Schwachstelle, erblich bedingt, vielleicht sollte er zum Arzt gehen. Sein Vater hatte vor kurzem einen Bandscheibenvorfall gehabt, seitdem waren seine Füße taub und jedes Bücken eine Qual. Auf alle Fälle mußte er Sport machen, um das Sitzen auszugleichen, wenigstens am Wochenende, oder morgens nach dem Aufstehen Gymnastik.

Geweckt hatte ihn ein ratternder Knall, mit dem auf einen Schlag grelles Licht im Zimmer stand, als hätte es mitten in der Nacht einen Blitz getan, gleißend und unbarmherzig andauernd, nachdem das Echo des Donners in sich zusammengefallen war. Mitten hinein in diese lautlose Helligkeit traf ihn Gerdas Stimme, ›Heinrich, steh jetzt auf, oder willst du den ganzen Tag verschlafen!‹ – Sie hatte mit einem einzigen Ruck die Rolläden hochgerissen, obwohl der Wecker erst zwanzig nach acht zeigte. In spätestens einer halben Stunde wäre er von selbst aufgewacht.

Da sie das Bad nacheinander benutzten, blieben ihm einige Minuten, um sich an den Tag zu gewöhnen. Er zog die Beine gegen den Bauch, sah die in Bügelfalten gelegte Hose knitterfrei an der verspiegelten Schranktür hängen und im Spiegel deren Rückseite ebenso makellos, die aufgespannten Schuhe neben dem Bett und die unachtsam über die Stuhllehne geworfene Jacke. Nebenan plätscherte das Wasser in der Dusche. Er stellte sich vor, wie es an Gerda heruntertroff, wie sie sich das Shampoo ins Haar massierte, den Kopf zurückwarf, um den Schaum auszuspülen, wie sie fröstelnd auf dem Frotteevorleger stand und sich mit einem rauen Handtuch viel zu unsanft trocken rieb: Gerda, seine Frau, war schön im Morgenlicht. Er hatte Glück gehabt. Vermutlich war ihm ihr Ton nur im Schrecken über den Knall und die plötzliche Helligkeit so schroff erschienen. Gerda hatte ihn wahrscheinlich gar nicht gemeint oder doch auf der Couch geschlafen und sich den Hals verdreht, oder ein Alp war über sie hergefallen, ein Angsttraum, in dem Tausende von Maden um sie herumwimmelten, in sie hineinkrochen, in ihren Unterleib, sie auffraßen, vielleicht hatte sie sterben müssen.

Heinrich kannte diese Träume und wußte, wie verstört sie einen zurückließen.

Als er später geduscht, gefönt und guter Dinge die Treppe hinuntergekommen war, hatte es nicht nach Kaffee gerochen, und der Frühstückstisch war nicht gedeckt gewesen, sondern Gerda goß mit der polierten Messingkanne die Kakteenbänke am Küchenfenster. Sie wandte ihm den Rücken zu, drehte sich auch nicht um, als er ›Guten Morgen, Schatz‹ sagte, antwortete nicht einmal mit einem Nicken. Ohne aufzuschauen, verfolgten ihre Augen den Wasserstrahl, der in mit Sand gemischter Erde versickerte. Gerda gediehen die Kakteen prächtig, sie brachte auch seltene und zurückhaltende Arten, die man sonst nur in botanischen Gärten sah, zum Blühen, und in erbarmungswürdigem Zustand, verschrumpelt, in sich zusammengesunken, von Bekannten übernommene Exemplare erholten sich, wenn ein Rest Leben in ihnen war, unter ihren Händen binnen kurzer Zeit. Zögernd, weil er wußte, daß Gerda, beschäftigte sie sich mit ihren Kakteen, nicht gestört werden wollte, war Heinrich hinter sie getreten, hatte ihr die Hand in den Nacken gelegt, über den Haaran-